

„Mit Augen des Herzens“

Der philosophische und theologische Sinn eines literarischen Topos

Gisbert Kranz, Aachen

Von dem alttestamentlichen Hiob schreibt Søren Kierkegaard: „Ich lese ihn nicht, wie man ein anderes Buch mit den Augen liest, sondern ich lege dieses Buch gleichsam auf mein Herz und lese es mit den Augen des Herzens, verstehe wie in clairvoyance das einzelne auf verschiedene Weise“ (*Die Wiederholung*). Kierkegaard verwendet hier, antithetisch, zwei alte Metaphern: „Augen“ steht für Erkenntnis, Einsicht, Intellekt, Vernunft, „Herz“ dagegen für Liebe, Affekt, Gemüt, Gefühl. Nachdem der Autor diese Gegensätze durch „nicht – sondern“ deutlich gegeneinander gestellt hat, bindet er sie sofort danach in dem merkwürdigen Ausdruck „mit den Augen des Herzens“ zusammen. Ist das denn möglich, daß das fühlende, liebende „Herz“ „Augen“ hat, daß es erkennen und verstehen kann, ja daß seine Klarsicht, wie Kierkegaard offensichtlich glaubt, die bloße Vernunft-Erkenntnis übertrifft? Macht Liebe nicht voreingenommen, befangen, zu kritischer Prüfung unfähig, mit einem Wort: blind?

Daß nur durch Ausschaltung der Emotionen ungetrübte Erkenntnis zu stande kommen könne, wird heute oft behauptet. Max Scheler nannte diese Ansicht ein „spezifisch modernes Bourgeoisurteil“, doch scheint sie so alt wie die Menschheit zu sein. „Die Lieb‘ ist blind und macht blind“ – diese Meinung durchzieht das Schrifttum von der Antike bis heute. Nicht nur, daß der Liebende für nichts anderes mehr Augen hat als für das Geliebte – „die Liebe macht blind für den geliebten Gegenstand“, wie Plutarch erklärt.

Gegen diese Behauptung protestiert die Pascal zugeschriebene Abhandlung „Über die Leidenschaften der Liebe“: „Die Dichter haben nicht recht gehabt, wenn sie uns die Liebe als etwas Blindes schilderten.“ Nun haben keineswegs alle Dichter die Liebe als etwas Blindes dargestellt. So viele Autoren aller Völker und Jahrhunderte haben über die Erkenntniskraft der Liebe geschrieben, daß man von einer Tradition sprechen kann, die mindestens ebenso alt und mächtig ist wie die der entgegengesetzten These. Platon sieht im Eros einen Übergang von geringerem zu größerem Wissen, ein Streben von unvollkommener zu vollkommener Erkenntnis. Bernhard von Clairvaux lehrt, es gebe keine vollkommene Erkenntnis ohne Liebe. Für Gregor den Großen und Johannes Gerson ist die Liebe selbst eine Erkenntnis. Der junge Goethe schreibt: „Man lernt nichts kennen als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto

stärker, kräftiger und lebendiger muß die Liebe, ja Leidenschaft sein.“ So haben viele Philosophen, Theologen, Mystiker und Dichter vom Altertum bis heute Liebe und Erkenntnis nicht als sich ausschließende Gegensätze, sondern als eine fruchtbare Einheit dargestellt, theoretisch in ihrem Werk, existentiell in ihrem Leben.

Was man nicht kennt, kann man nicht lieben. Das gilt von jeder Art der Liebe: von der Liebe zu Dingen, zu Tieren, zu Mitmenschen, zu Verwandten, zum Freund, zu Gott, von der Liebe zwischen Mann und Frau, von der begehrenden wie von der schenkenden Liebe. Liebe setzt nicht nur voraus, daß ihr Gegenstand in seinem Dasein wahrgenommen und in seinem Sosein verstanden, sondern auch, daß er in seinem Wert erkannt und gewürdigt wird. Liebe gründet also auf Erkenntnis, und sie vertieft die Erkenntnis. Wer liebt, sieht klarer. Auch das gilt für jede Art von Liebe. Der Dichter Bernanos wußte: „Das einzige sichere Mittel der Erkenntnis ist, zu lieben.“ Und der Philosoph Guardini bestätigt es: „Erkenntnis setzt Liebe voraus. In dem Maße wird man die Wahrheit erkennen – wirklich erkennen, im tiefsten Sinne, mit der Leidenschaft der Aneignung –, als man liebend ist.“

Wie aber kann Liebe Voraussetzung der Erkenntnis sein, wenn sie selbst doch wieder Erkenntnis voraussetzt? Was ist eher da: die Liebe oder die Erkenntnis? Einsichten der modernen Psychologie vorwegnehmend, lehrte schon Augustinus, daß der Ursprung aller intellektuellen Akte nicht nur an das Dasein äußerer Gegenstände, sondern notwendig auch an Akte des Anteilnehmens und der Aufmerksamkeit, letztlich an Akte der Liebe geknüpft sei. Anteilnahme an etwas, Zuneigung zu etwas sind die ersten Akte, in denen der menschliche Geist einen Gegenstand zu erfassen beginnt. Sie sind die Grundlage der Urteile, Vorstellungen, Erinnerungen. Aus einer gewaltigen Menge unreflektiert und undeutlich empfangener Wahrnehmungen wählt der erkennende Geist aus, und diese Auswahl, durch die ihm etwas deutlicher bewußt wird, ist vom Interesse bestimmt. Was für mich kein Interesse hat, das übersehe ich; ich mache mir keine Vorstellung davon, es weckt keine Empfindung in mir, ich denke nicht daran und kann mich seiner nicht erinnern. Nie wird ein Schüler etwas lernen, für das ihm jedes Interesse fehlt. Wovon der Mensch, angesichts einer Fülle von Eindrücken, Notiz nimmt, das wird also durch sein Interesse bestimmt, und wie die unbestimmte Wahrnehmung eine Vorstufe der Erkenntnis ist, so ist dieses Interesse eine Vorstufe der Liebe. Dem gesteigerten Wahrnehmen folgt gesteigerte Anteilnahme, die ihrerseits zu besserer Erkenntnis treibt. Auf diesem Wege, der vom Interesse zur Information, von der Information zur Zuneigung, von der Zuneigung zur Intuition, von der Intuition zur Wertschätzung, von der Wertschätzung zum Wissen,

vom Wissen zur Liebe, von der Liebe zur Weisheit führt, gelangt der Geist zu immer höheren Stufen des Erkennens und Liebens. Die höchste Stufe der Erkenntnis ist die Weisheit, die man von jeher mit dem höchsten Grad der Liebe innig verbunden sich vorgestellt hat. Je vollkommener einer in der Weisheit wird, um so vollkommener wird er in der Liebe.

Die Weisheit umfaßt in liebender Erkenntnis die höchsten und die niedrigsten Dinge sub specie aeternitatis. Sie mißt mit anderen Maßstäben als der irdisch beschränkte Verstand. Nicht, als umgebe sie alles Menschliche mit verklärendem Licht, sieht sie doch auch Fehler und Mängel; aber sie liebt den Menschen auch in seinen Schwächen und Sünden, darin der sich herablassenden göttlichen Liebe ähnlich. Etwas von dieser Weisheit ist in dem Humor der großen Erzähler enthalten, als dessen Wesen man mit Recht die Liebe genannt hat.

Platon bemerkt, daß die Liebhaber der Weisheit, die mit Inbrunst über das Göttliche nachsinnen und alles Vergängliche im Licht des Ewigen betrachten, von der Menge, der nur an greifbarem Nutzen liegt, als Verrückte gescholten werden. Stärker trifft der Hohn jene Menschen, die hingerissen werden von dem, was sie liebend erkennen: Künstler, Denker, Heilige. Wer so außer sich gerät, im Enthusiasmos, in der Ekstasis, wer sich, wenigstens für Augenblicke, mit dem Grund des Seins im Einklang fühlt, den verlacht die Masse als Wahnsinnigen. Hier beruht die Behauptung, Liebe mache blind, auf Täuschung. Höhere Erkenntnis und die damit verbundene höhere Liebe wird oft, von den unteren Stufen der Erkenntnis und der Liebe aus gesehen, als Torheit erscheinen. Da spottet der Informierte über den Wissenden, der Wissende über den Weisen. Sehen wir einmal ab von den Beckmessern und den thrakischen Mägden, die es zu allen Zeiten gab. Denken wir an heutige Manager des wirtschaftlichen, politischen und „kulturellen“ Lebens, die in Statistiken, im Auswurf elektronischer Computer den Gipfel der Erkenntnis und die einzige oder die sicherste Grundlage des Handelns sehen, dann verstehen wir T. S. Eliots Wort: „Wir verloren die Weisheit über dem Wissen, das Wissen über der Information.“

Einer Welt, der nur noch das Zählbare und Meßbare wichtig ist, schwinden die Werte, die jenseits jeder Berechnung liegen, aus den Augen, und wo man diese Werte nicht mehr sieht, weiß man auch nichts mehr zu lieben. Verlust der Liebe aber führt zum Verlust höheren Wissens und der Weisheit. Dann sind Forscher möglich, die allein mit quantitativen Methoden etwas so Umfassendes wie die Dichtung oder das geschlechtliche Leben des Menschen verstehen zu können glauben und in Ermangelung einer Ästhetik oder einer Ethik aus Prozentsätzen Wertmaßstäbe oder Verhaltensnormen ableiten.

Der beste Forscher wird immer der liebende Forscher sein, weil die Liebe zum Gegenstand seiner Forschung ihm ständig neue Antriebe zum Forschen gibt und weil sein Verständnis des Gegenstandes durch die Liebe wächst. Ein solcher Forscher wird das Wissen nach der einen Seite mit zureichender Information, nach der andern Seite mit der Weisheit verknüpfen und so der Skylla bornierten Fachidiotentums und der Charybdis ideo-logischer Schwärmerei entgehen.

Aber verführt nicht gerade die Liebe zu einer Sache oder zu einer Person zu ungerechter, weil unsachlicher Beurteilung? Ist die Begeisterung immer eine gute Ratgeberin? Wird nicht aus der Wissenschaft, wenn sie engagiert getrieben wird, schnell ein Wunschdenken? Man findet dann, was man sucht, und beweist, was man beweisen wollte. Dann ist der Wunsch der Vater des Gedankens, und das Ergebnis ist nicht Wissenschaft, sondern Ideologie, nicht Wahrheit, sondern Illusion. Was man wünscht, das glaubt man gern, und die Adepten solchen Glaubens pflegen sich am fanatischsten zu gebärden. So hat die Liebe zur eigenen Art eine Rassenlehre hervorgebracht, die andere Rassen zu verachten und zu unterdrücken lehrte. Und so gibt es eine Mutterliebe, die blind macht für die Fehler des eigenen Kindes und blind für die Vorzüge anderer Kinder. Hat nicht der Volksmund recht, wenn er mit drastischen Wendungen sagt, wie sehr einem Verliebten der Verstand abhanden kommt?

Offensichtlich folgt der Liebe keineswegs immer und selbstverständlich Erkenntnis, wie auch umgekehrt der Erkenntnis nicht zwangsläufig Liebe folgt. Das hängt mit der menschlichen Freiheit zusammen und mit der Gebrechlichkeit des in den Sinnen behausten Menschengeistes. Manchmal lieben wir nicht, was wir zu lieben glauben, sondern unsere Illusionen davon. Das ist ein unerschöpflicher Stoff für Satiriker und Humoristen, wenn die angebetete Dulcinea in Wirklichkeit eine Stallmagd ist, aber auch für Tragiker, wenn die Liebe so blind wird wie die des blinden Lear zu seinen Töchtern. Das beste Wollen, die edelste Begeisterung ist nicht davor sicher, Torheit zu werden, wie Cervantes zeigt, der freilich der Illusion des hochherzigen Gefühls in Don Quijote die Illusion des bloß verstandesmäßigen Erfahrens in Sancho Pansa gegenüberstellt. Der vom Erdenstaub sich lösende, hochfliegende Enthusiasmus des freien Geistes kann ebenso irregehen wie die ergebundene Sinnlichkeit des ungeistigen Menschen.

Aber ist das noch wahre Liebe, die ihren Gegenstand blindlings vergötzt? Wahre Liebe verträgt sich durchaus mit Kritik, verschließt sie ja nicht die Augen vor den Fehlern und Schwächen des geliebten Gegenstandes. Sie leidet unter diesen Fehlern und Schwächen und wünscht nichts sehnlicher, als das Geliebte davon befreit zu sehen. Wer seinem Land

mahnend, tadelnd und warnend gegenübertritt, leistet ihm damit eher einen Dienst als einer, der ihm Weihrauch streut. Seine fördernde Kritik entspringt einer größeren Liebe als die Begeisterung der Hurrapatrioten. So verhält es sich auch mit der Liebe zwischen Freunden oder Verwandten. Das Neue Testament und die monastische Tradition empfehlen die *correcatio fraterna* als einen Akt der Bruderliebe, und das Alte Testament lehrt: „Wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn.“

Das Gegenteil tut der Mensch, der seine Geliebte, sein Kind, sein Vaterland zum Götzen macht und anbetet. Ein solcher verliert jede Einsicht, jedes Gerechtigkeitsbewußtsein, jedes Maßempfinden. Er verfällt dem Haß gegen alles, was durch sein bloßes Dasein seinen Götzendienst verurteilt. Wenn solche vergötzende „Liebe“ selbst zum Götzen wird, kommt die dämonische Verkehrung und Verfälschung der Liebe zum Äußersten. Alles, was aus solcher „Liebe“ getan wird, mag es das schlimmste Verbrechen sein, gilt dann als gut. Der Götze fordert Menschenopfer, und Lüge, Gewalt und Mord liefern sie ihm.

Eine verblendende Liebe ist keine wahre, sondern eine pervertierte Liebe. Daß in ihr etwas Ungeistiges, Animalisches vorherrscht, drückt der Volksmund aus, wenn er z. B. die maßlose Leidenschaft einer Mutter für ihr Kind „Affenliebe“ nennt. Nicht, was in solcher pervertierten Liebe noch an echter Liebe enthalten ist, macht blind, sondern die ungezügelten Affekte, die oft das Gegenteil von Liebe darstellen: Selbstsucht, Eifersucht, Haß in der erotischen Liebe, Familiendünkel und Egoismus in der Mutterliebe, Nationalstolz und Feindschaft gegen Nachbarvölker in der Vaterlandsliebe. Durch solche Beimischung und Färbung verliert die Liebe ihr ursprüngliches Wesen. In solchen Fällen mag man wohl sagen, Liebe mache blind; doch müßte man dann eigentlich sagen: Blind machen Haß, Stolz und Neid.

Blind wird die Liebe nur, wenn die ihr zugehörige Erkenntnis durch maßlose Leidenschaftlichkeit, Selbstsucht, Haß und Stolz verdrängt wird und die Liebe infolgedessen aufhört, wahre Liebe zu sein. Denn die Liebe bedarf zu ihrer Entfaltung der Erkenntnis, wie anderseits die Erkenntnis auf die Liebe angewiesen ist. Ja, in dem Akt des Liebens ist notwendig etwas Erkennen enthalten, so daß fehlende Liebe einen Mangel in der Erkenntnis bedeutet. Wo keine Liebe ist, da ist auch keine rechte Erkenntnis; wo keine Erkenntnis, da ist auch keine rechte Liebe. Erkenntnis ohne Liebe ist ebenso steril wie Liebe ohne Erkenntnis.

Der Akt des Erkennens hat die gleiche Struktur wie der Akt des Liebens. Sowohl im Lieben als auch im Erkennen langt der Mensch über sich hinaus auf etwas, das nicht er selbst ist und das ihm fremdartig und doch zugleich wieder verwandt vorkommt. Sowohl Lieben als auch Erkennen entsprin-

gen dem Bewußtsein des Menschen, daß ihm etwas fehlt und daß er sein Wesen noch verwirklichen muß, sodann der Ahnung, jenes Fremde und zugleich Verwandte könne seinen Mangel beheben und ihm zu seiner Wesensverwirklichung verhelfen. So entstehen Interesse und Aufmerksamkeit, die Vorstufen des Liebens, so das Wahrnehmen und die Information als Anfangsstufen des Erkennens. Liebend und erkennend strebt der Mensch nach dem, was ihn glücklich machen kann.

Wie Erkenntnis nur durch Auswahl und Verengung des Blickfeldes, durch spezifische Aufmerksamkeit, durch Konzentration der Erkenntniskraft zustande kommt, so auch die Liebe, die nur noch Augen hat für das geliebte Wesen und alle ihre Kräfte darauf sammelt. Die Sammlung bereitet den Geist vor, liebend und erkennend in Verkehr mit seinem Gegenstand zu treten. In der Kontemplation, einer der höheren Stufen der Erkenntnis, richten sich die gesammelten Kräfte des Menschengeistes auf den Erkenntnisgegenstand, ergießen sich in ihn und geben sich ihm hin. Es geschieht in diesem Erkenntnisakt das gleiche wie in dem Akt der schenkenden Liebe, nämlich Hingabe. Durch diese Hingabe wird ein Weiteres ermöglicht, und zwar dem Liebenden ebenso wie dem Erkennenden: eine Art von Teilhabe an der Wirklichkeit. Es geschieht da eine geistige Besitzergreifung der Wirklichkeit, freilich nicht ohne ein Ergriffenwerden von der Wirklichkeit. Sowohl Lieben als auch Erkennen sind zugleich Einnehmen und Eingenommenwerden, sind sowohl aktiv als auch passiv.

Die Liebe ist ebenso wie die Erkenntnis eine wechselseitige Beziehung zwischen Subjekt und Objekt. Nicht nur strebt das Subjekt zum Objekt hin, auch das Objekt ist wirkkräftig, zieht das Subjekt an und teilt sich dem Subjekt mit. Die erkannte Wahrheit will auch geliebt, die geliebte Schönheit auch erkannt sein. Liebende Erkenntnis ist nicht bloß eine Tätigkeit des liebend erkennenden Subjekts, sondern zugleich ein Antworten, ein Sichgeben, ein Sichoffenbaren des Gegenstandes. Deshalb verhält sich der Liebende wie der Erkennende dem Gegenstand seiner Liebe oder seiner Erkenntnis gegenüber nicht nur angreifend und eindringend, sondern auch sich öffnend und empfangend.

Eine weitere Analogie zwischen Lieben und Erkennen besteht darin, daß der Liebende durch seine Liebe dem Geliebten, der Erkennende durch seine Erkenntnis dem Erkannten immer ähnlicher wird. Schon Platon wußte, daß die Liebe den Liebenden in das Geliebte verwandelt, – eine Lehre, die sich auch in der Bibel und in der Mystik findet. In Anlehnung an ein Wort des heiligen Augustinus schreibt Angelus Silesius: „Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden. Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.“ Der Erkennende und das Erkannte werden in der Erkenntnis eins. Ebenso werden der Liebende und das Geliebte

in der Liebe eins. Wer hohe Werte erkennt *und* liebt, wird ihnen ähnlich und erreicht etwas von dem Glück, nach dem sich sehnend er zu erkennen und zu lieben begann. Wem es gelänge, das Glück einer vollkommenen Liebe darzustellen, der hätte zugleich das Glück einer vollkommenen Erkenntnis wiedergegeben, denn in dem einen ist auch etwas von dem anderen stets enthalten.

Platon vergleicht den Vorgang des Erkennens mit der geschlechtlichen Liebe, mit Zeugung, Empfängnis und Geburt, und auch die Sprachen bezeugen in vielen Ausdrücken und Wendungen die Analogie von Liebe und Erkenntnis oder gar ihre Einheit. *Concipere, concepire, concebir, conceive, concevoir* heißt „empfangen, schwanger werden“ und zugleich „begreifen, denken, verstehen“. Die Bibel nennt die innige Vereinigung von Mann und Frau ein Erkennen: „Adam erkannte sein Weib.“ „Wie soll mir das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Zugleich sieht sie in dieser liebend-erkennenden bräutlichen Vereinigung ein Gleichnis der Liebe zwischen Gott und Mensch.

Im Mittelalter haben Theologen und Philosophen darüber gestritten, ob der Mensch mehr durch Erkenntnis oder mehr durch Liebe Gott erreiche, ob in der mystischen Vereinigung und in der himmlischen Schau das Lieben oder das Erkennen den Primat habe. Dionysius Areopagita lehrte, wer zur Schau Gottes gelangen wolle, müsse über alles Erkennbare hinaussteigen und dabei in Nacht und Dunkel eintreten. Die wahre Vereinigung der Seele mit Gott geschehe unter dem Aufhören jeder Denktätigkeit. Wenn aber die Erkenntniskraft erlischt, bleibt nur die Liebeskraft übrig. Sie sei mächtiger als die Erkenntnis, schreibt Hugo von Sankt Viktor in seinem Dionysiuskommentar, und wo die Wissenschaft draußen bleibe, da trete die Liebe ein. Der Liebe öffnen sich die Türen zu Gottes innerstem Geheimnis, der Erkenntnis aber nicht. Dieser Gedanke wird von Bernhard von Clairvaux, Bonaventura, Duns Scotus und vielen anderen Autoren wiederholt, abgewandelt und weiter ausgesponnen. Alle diese Autoren scheinen zu lehren, daß allein die Liebe den Menschen mit Gott vereinige, und daß diese Liebe blind sei. Die Grundkraft der Seele sei der Wille, das heißt die Strebekraft oder die Liebe. Sie ziele auf ein Gut, das sie besitzen und genießen möchte, letztlich auf Gott. Sie stehe am Anfang und am Ende der geistigen Tätigkeit der Menschen. Diese Lehre, die dem Willen die Priorität und den Primat zuerkennt, pflegt in der Philosophiegeschichte Voluntarismus genannt zu werden.

Ihr entgegengesetzt ist der Intellektualismus, welcher nicht dem Willen, sondern der Erkenntnis die Priorität und den Primat zuschreibt. Die auf das Wahre ziellende Erkenntnis bilde den Anfang der geistigen Tätigkeit des Menschen, und in der Schau des höchsten Wahren, das heißt Gottes,

erreiche sie ihren Gipfel. Der Liebe falle nur die Rolle zu, als Werkzeug der Erkenntnis die Starrheit der Seele zu brechen, damit die Erkenntnis, der sie bereitend vorausgeeilt, kein Hindernis finde, die letzte Stillung zu vollbringen in der Schau Gottes. Während den Voluntaristen die Liebe als das Wichtigere erscheint, weil sie Ursprung, Folge und Ziel der Erkenntnis sei, geben die Intellektualisten der Erkenntnis den Vorrang, weil sie Voraussetzung und Endzweck der Liebe sei. Jene halten die Liebe für die ursprünglichste Bewegungskraft des göttlichen wie des menschlichen Geistes und für den Endzweck des Universums; diese, zu denen Thomas von Aquin und Meister Eckhart gezählt zu werden pflegen, sehen das A und O in der Erkenntnis.

In Wirklichkeit liegen die Dinge verwickelter, als die notwendig vereinfachenden Darstellungen der philosophiegeschichtlichen Handbücher es mit ihrem Schema Voluntarismus–Intellektualismus vermuten lassen. Genaueres Studium findet in den Schriften der sogenannten Intellektualisten zahlreiche voluntaristische Ausführungen, und umgekehrt kann man in den Werken jener Autoren, die sich das Etikett Voluntarismus gefallen lassen müssen, auch viele Stellen nachweisen, die nur „intellektualistisch“ zu deuten sind. Jene Theologen und Mystiker, die das Schwergewicht auf die Einigung in der Liebe legen, können nicht übersehen, daß diese Einigung zugleich eine Einigung in der Erkenntnis ist, und sie sagen es auch immer wieder: Der Menschengeist strebe mit *allen* seinen Kräften hin zu Gott; sobald er dort ankomme, erlebe er kein Aufhören des Erkennens überhaupt, sondern nur ein Aufhören der alten, beschränkten Erkenntnisweise; in der himmlischen Schau erfahre seine Erkenntniskraft die höchste Steigerung, die überhaupt möglich sei, und zwar zusammen mit der höchsten Steigerung der Liebe. Auf der anderen Seite finden sich bei Thomas von Aquin Sätze wie diese: „Das Lieben ist das Ziel des Erkennens . . . Weil die Liebe zu Gott etwas Größeres ist als die Erkenntnis von ihm, . . . setzt sie diese voraus . . . Die Liebe vereint stärker als die Erkenntnis.“ Nicht einmal Systemzwang vermochte diesen Erzintellektualisten zu verführen, die Rolle der Liebe im mystischen Leben zu gering einzuschätzen. Voluntaristen und Intellektualisten stimmen darin überein, daß Liebe und Erkenntnis im Himmel *beide* ihren höchsten Gegenstand erreichen; sie unterscheiden sich nur in der Akzentuierung. Die einen meinen, die Liebe leiste hier mehr als die Erkenntnis, die anderen dagegen, die Erkenntnis mehr als die Liebe.

Im Grunde handelt es sich bei der Frage, ob der Liebe oder der Erkenntnis der Primat zukomme, um ein Scheinproblem, da es hier keinen Primat und keine Priorität gibt. Lieben und Erkennen erweisen sich auf ihrer höchsten Stufe als zwei verschiedene Aspekte desselben Vorgangs, und es

ist Sache des Standortes, welcher von beiden einem näherliegt und in dieser Perspektive größer und wichtiger erscheint. Deshalb verzichten viele Autoren des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit darauf, hier Akzentuierungen vorzunehmen. Lullus, Dante, Ruysbroeck, Cusanus und Johannes vom Kreuz gehen dem Streit zwischen Voluntaristen und Intellektualisten aus dem Weg, weil für sie feststeht, daß in der mystischen Vereinigung und in der himmlischen Schau weder die Liebe vor der Erkenntnis noch die Erkenntnis vor der Liebe einen Vorrang hat, da beide innigst zusammenwirken. In Gott fallen absolute Liebe und absolute Erkenntnis zusammen, deshalb kann auch der Menschengeist nur liebend und erkennend zugleich am göttlichen Leben teilnehmen.

Aus Erkenntnis-Liebe hat Gott die Welt erschaffen und den Menschen mit Geist, das heißt mit Erkenntnis- und Liebeskraft, begabt. „Der Geist kann ohne Verlangen nicht erkennen, und ohne Erkennen kann er nicht verlangen. Der Geist ist das Prinzip des Intellekts und des Affekts. Der Geist ist die edelste, einfachste Kraft, in der Erkennen und Lieben zusammenfallen“ (Nikolaus von Kues). Diese wechselseitige Abhängigkeit, das Miteinander und Ineinander von Liebe und Erkenntnis darzustellen, ist den Dichter vielleicht besser gelungen als den Philosophen. Was Begriffe trennen und auseinanderhalten, umgreift das Symbol. Hier ist es das Symbol des Herzens, das nicht nur als Sitz der Liebe, sondern zugleich als Organ der Erkenntnis aufgefaßt wird. In der Antike galt das Herz als Sitz des Verstandes. Pascal schrieb die berühmten Sätze: „Wir erkennen die Wahrheit nicht mit der Vernunft allein, sondern auch mit dem Herzen . . . Das Herz hat seine Vernunft, die der Verstand nicht kennt.“ So treffend gibt das Symbol des Herzens die Einheit von Liebe und Erkenntnis wieder, daß auch Philosophen und Theologen immer wieder sich dieser dichterischen Aussageweise bedient haben, und zwar gerade da, wo es sich um den höchsten Gegenstand und das letzte Ziel alles menschlichen Erkennens und Liebens handelt, nämlich um Gott. So lesen wir bei Emil Brunner: „Das Herz ist, vom göttlichen Ursprung des Menschen aus gedacht, das empfangende und wiedergebende Zentrum des Gotteswortes und der Gottesliebe.“ Schon das Alte und das Neue Testament kennen das Herz als das eigentliche Organ zur Aufnahme der göttlichen Offenbarung, das Organ des Gotterkennens und Gottliebens.

Und hier sind wir wieder bei der am Anfang aus Kierkegaard zitierten Metapher „mit Augen des Herzens“, die – wir wissen nun warum – das Symbol der Liebeskraft mit dem Symbol der Erkenntniskraft zusammenbindet. Sie ist ein literarischer Topos, den Ernst Robert Curtius bei karolingischen Dichtern nachgewiesen hat, der sich aber auch (elf Jahrhunderte später) bei Scheeben und (vier Jahrhunderte früher) bei Ruricu und Augu-

stinus findet, ja der letztlich auf Paulus zurückgeht¹. In Eph 1, 17 f. heißt es schon: „Er, der Gott unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Herrlichkeit, gebe euch den Geist der Weisheit und Offenbarung, ihn zu erkennen; er erleuchte *die Augen eurer Herzen*, damit ihr seht, zu welcher Hoffnung ihr von ihm berufen seid, wie reich die Herrlichkeit seines Erbes unter den Heiligen und wie über groß seine Macht ist, die er in der ganzen gewaltigen Wirkkraft seiner Stärke euch erzeugt hat, die ihr glaubt.“

Marilyn Monroe und die Zweidritteltwelt

Auf der Suche nach dem Religiösen in der zeitgenössischen Literatur

Paul Konrad Kurz SJ, München

In den fünfziger und sechziger Jahren, ziemlich parallel zum II. Vatikanischen Konzil, ging die sogenannte „christliche Literatur“ zu Ende: eine Literatur des Renouveau Catholique, der christlichen, vorab katholischen, Revertiten und Konvertiten seit der Jahrhundertwende, zuerst in Frankreich, dann auch im angelsächsischen und deutschen Sprachraum. Als die Welt des zwanzigsten Jahrhunderts sich zusehends von einem kirchlich gebundenen Christentum lossagte und emanzipierte, entdeckten Dichter die Kirche, Schriftsteller den orthodoxen christlichen Glauben: Bloy und Claudel, Pé-guy und Bernanos; Chesterton, T. S. Eliot, Evelyn Waugh, Graham Greene; in Deutschland Le Fort und Langgässer, Bergengruen und Klepper, R. A. Schröder, Reinhold Schneider, Edzard Schaper und andere. Die christliche Literatur dieser ersten Jahrhunderthälfte basierte, auf die kürzeste Formel gebracht, auf einem ungebrochenen christlichen Selbstverständnis inmitten einer pagan szientistischen Welt. Das dogmatische Selbstverständnis dieser Christen war ungebrochen, der Zugang zur Schrift noch wenig durch die historisch-kritische Methode verkompliziert, die Kirche noch immer oder schon wieder das strahlende Zeichen unter den

¹ Die Bedeutung des hier kurz angedeuteten Zusammenhangs von Liebe und Erkenntnis für alle Bereiche des Lebens (Ehe, Gesellschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst) und seine theologische Begründung werden ausführlich dargelegt in dem neuen Buch des Vf., das unter dem Titel „Liebe und Erkenntnis“ demnächst im Verlag Anton Pustet, Salzburg und München, erscheint.